In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 117. Posen, den 23. Mai 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanjez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

23. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Doch immer wieder stimmte sein Hauptmannsrang sogar Menschen nachdenklich, die sonst über alles, was in der Welt vorgeht, genau orientiert waren. „Ah, soweit ist dieses Spanien heruntergekommen, daß es seine alten Offiziere hungern läßt und seine Hidalgos dazu treibt, ihre Töchter auf den Brettern zur Schau zu stellen! . . ."

Nahte der Gründonnerstag, so verabschiedete sich der Hauptmann Chivo von seinen Töchtern mit der Miene eines unnachsichtig strengen Vaters.

„Mädels, ich fahre! Die Kompagnie wartet auf mich. Bleibt brav. Vor allem Sittsamkeit und Anstand! . . ."

Als er einmal in der Nationallotterie zehntausend Pesetas gewonnen hatte, verwendete er das ganze Geld für die Anschaffung einer würdigen Uniform, und das halbe Stadtviertel lief zusammen, um den Hauptmann in seinem goldstrotzenden Waffenrock, fein ziseliertem Harnisch und blinkendem Helm zu sehen, von dem weiße Federn wie ein Wasserfall herabfluteten — ein fürstliches Kostüm, wie es sich eine betrunkene Rothaut ausdenken mochte. Bewundernd betastete man die goldenen Stickereien: Nägel, Hammer, Dornen — alle Attribute der Passion. Sogar die Schuhe waren mit unechten Steinen benäht.

Waffenklirrend rückte die Kompagnie endlich unter Trommelwirbel ab. Vor allen Tavernen saßen mit offener Weste, den Hut weit zurückgeschoben, fröhliche Zecher, die den Hauptmann zum Trinken einluden. Ha! wenn er sich nicht im Dienst befände! . . . Irgendeiner der Kneipbrüder eilte wohl auch auf den Damm, um ihm keck ein volles Glas unter die Federbuschkaskade zu halten. Doch der unverführbare Hauptmann wich zurück und setzte dem anderen die Degenspitze auf den Leib. Pflicht war Pflicht! In diesem Jahre sollte die Kompagnie nicht schwanken! . . .

Aber es wurde dem Hauptmann Chivo warm unter der Rüstung. Ein bißchen Wein konnte doch schließlich nicht die ganze Diziplin über den Haufen werfen. So nahm er ein Glas an, dann wieder eins . . . und nach kurzer Zeit marschierte seine Truppe in aufgelösten Reihen, bei jeder Kneipe einige Nachzügler zurücklassend.

Auch die Prozession zog ihren Weg mit althergebrachter Langsamkeit. Erst am nächsten Tage, mittags zwölf Uhr, kehrte die Macarena nach San Gil zurück, und so gebrauchte man für das Durchziehen der Stadt ebenso viel Zeit, wie für eine Eisenbahnfahrt von Sevilla nach Madrid.

Als erste Gruppe kam die „Verurteilung unseres Herrn Jesus Christus". Pilatus auf goldenem Thron, umringt von buntscheckigen Henkersknechten, die den traurigen Jesus bewachten, dessen Dornenkrone drei goldene Feder-Strahlen der Göttlichkeit — überragten. Doch trotz der Mannigfaltigkeit der Figuren fand diese Gruppe wenig Beachtung, denn hinter ihr nahte, von ohrenbetäubendem Beifallsjauchzen begrüßt, die Königin der Kleinenleuteviertel, die wundertätige Jungfrau der Hoffnung, die Macarena.

Ihr riesiger, netzartig ganz mit Gold bestickter Mantel breitete sich nach rückwärts aus, wie der gesenkte Schweif eines gigantischen Pfaus. Die Glasaugen blitzten, und auf ihrem Körper gleißten Hunderte, vielleicht Tausende von Juwelen, ein Tau leuchtender Tropfen in allen Farben der Iris. Am Halse hingen zwischen Perlenschnüren goldene Ketten mit Dutzenden von Ringen, während auf das Obergewand goldene Uhren, Ohrgehänge aus Smaragden und prachtvolle Spangen mit wertvollen Edelsteinen aufgesteckt waren. Alle Frommen liehen der Macarena ihren Schmuck, um den Glanz ihrer Prozession zu erhöhen, und das Publikum, das genaue Rechnung über die jährlich wiederkehrenden Pretiosen führte, machte sie freudig auf neues Geschmeide aufmerksam.

Hinter der Jungfrau gingen die Macarener der Vorstädte und ihre ganze Sippschaft, vermengt mit jungen Burschen, die drohend derbe Knüttel schwangen, als müßten sie die Heilige gegen Respektlosigkeiten in Schutz nehmen.

Alle fünfzig Schritt wurde gerastet. Es eilte nicht und das Tagewerk war lang. Auch verlangte man — als Einwohner des Viertels — in vielen Häusern einen Aufenthalt, um die Jungfrau genau betrachten zu können, ein Recht, das besonders häufig die Schankwirte beanspruchten.

Ein Mann drängte sich atemlos durch die Menge, bis zu den stabtragenden Würdenträgern der Brüderschaft.

„Macht Halt! Hier ist der größte Sänger der Welt, der an die Jungfrau eine Saeta richten will."

Auf einen Freund gestützt, schwankte der größte Sänger der Welt vor die Statue, räusperte sich und begann mit rauher Stimme ein Lied, dessen Text jedoch in seinen Trillern unterging. Nur das Wort Mutter war bisweilen zu verstehen, und jedesmal, wenn er es sang, bebte seine Stimme vor Rührung, schluchzte mit dieser Sentimentalität volkstümlicher Poesie, die in der Mutterliebe ihre innigste Anregung findet.

Noch hatte er seine Saeta nicht zur Hälfte beendet, als sich schon andere Stimmen erhoben, bis die ganze Straße zum Schauplatz eines musikalischen Wettstreits wurde. Die meisten Sänger blieben in frommer Demut in der Menge verborgen, andere aber, stolz auf ihren „Stil", pflanzten sich direkt vor der Macarena auf.

Magere, ärmlich gekleidete Mädchen mit öltriefendem Haar, falteten die Hände auf dem eingesunkenen Leib, um mit dünnem Stimmchen die Aengste der Mutter um ihren Sohn zu verherrlichen. Wenige Schritte weiter pries ein bronzefarbener, nach schmutziger Wäsche riechender Zigeuner, den Hut mit beiden Händen vor sich haltend, verzückt das „Mütterchen seiner Seele", immer aufs neue ermuntert von dem beifälligen Kopfnicken seiner andächtig lauschenden Kameraden.

Trommeln wirbelten, Trompeten gellten, Weingläser kreisten unaufhörlich zu Füßen der Macarena — der Schönen, der Einzigen —, der ungestüme Verehrer

den Hut zu Füßen warfen, als huldigten sie einem hübschen Mädchen, und zweifelnd konnte man sich fragen, ob die gläubige Inbrunst überwog, mit der die Jungfrau besungen wurde, oder die heidnische Orgie, die ihren Umzug umbrauste.

Vor der Madonna schleppte ein stämmiger, barfüßiger Bursche ein drei Meter langes Kreuz. Setzte sich der Zug nach längerer Pause wieder in Bewegung, so halfen ihm mitleidige Seelen beim Aufladen seiner Bürde, während die Frauen gefühlvoll seufzten. Der Aermste! Mit welch frommem Eifer erfüllte er sein Bußgelübde! . . .

Alle erinnerten sich an sein ruchloses Verbrechen. Als vor drei Jahren am Karfreitag mittag die Jungfrau im Begriff stand, zur Kirche zurückzukehren, ließ dieser Sünder — sonst ein braver Bursche, aber seit vierundzwanzig Stunden mit seinen Freunden beim Wein — die Statue vor einer Taverne auf dem Marktplatz halten. Erst sang er ihr sein Lied, brach dann aber, vom Enthusiasmus fortgerissen, in zärtliche Beteuerungen aus:

„Olé, die hübsche Macarena! Lieb habe ich dich; viel, viel lieber als meine Braut!"

Und um seine Worte zu bekräftigen, wollte er ihr seinen Hut zuwerfen, wobei er jedoch vergaß, daß er statt dessen ein volles Weinglas in der Hand hielt. Das Glas zerschellte klirrend am Gesicht der Madonna.

Bitterlich weinend wurde er ins Gefängnis gebracht. Verfluchter Wein, der den Männern die Besinnung raubt! Zitternd dachte er an die Zuchthausstrafe, die ihn wegen seiner Lästerung erwartete, doch seine tiefe Reue verschaffte ihm gewichtige Fürsprecher, und man gab sich mit seinem Versprechen zufrieden, eine außergewöhnliche Buße als abschreckendes Beispiel für andere Sünder verrichten zu wollen.

Keuchend wechselte er bisweilen das schwere Kreuz von einer geschwollenen Schulter zur anderen, doch umsonst bot man ihm ein Glas Wein zur Labung an. Seine Augen flüchteten von dem duftenden Trank zur Jungfrau, der Zeugin seines Martyriums . . . Am nächsten Tage, wenn sie wieder in San Gil stand, ja, dann wollte er trinken, ohne Furcht und Zagen!

Endlich bog die Prozession in die berühmte Calle de las Sierpes ein. Zahllose elektrische Girlanden zogen sich quer über die Straße; alle Häuser waren strahlend erleuchtet. Balkone und Fenster schwarz von Köpfen.

Es war drei Uhr morgens. Doch wer dachte in dieser Nacht an Schlaf? Aus den Türen der Tavernen drang der leckere Geruch in Oel gebackener Fische; und überall hörte man die fliegenden Händler Gebäck und Limonaden anpreisen. Die sittsamsten Frauen, die nach der Rosenkranzstunde nie mehr ihre Wohnungen verließen, ja ganze Familien, die sonst kaum ans Licht kamen, hockten hier seit zwei Uhr nachmittags mit Kind und Kegel, um Prozession nach Prozession, schwarze und weiße, rote und grüne, blaue und violette Nazarener vorbeiziehen zu sehen.

Wenn die Statuen dann am Ende der langen Calle de las Sierpes die vor dem Rathaus errichteten Ehrentribünen erreicht hatten, begrüßten sie dort durch eine Kniebeuge ihrer Träger die nach Sevilla gekommenen Mitglieder des königlichen Hauses.

Neben jeder Tragbahre marschierten Burschen mit Wasserkrügen. Wurde angehalten, so hob sich sofort ein Zipfel der Drapierung und zwanzig, dreißig purpurrote Köpfe erschienen, um der Reihe nach zu trinken. Es waren die muskelstarken Träger, die „Galicier", wie man in Sevilla jeden bezeichnet, der schwere Arbeit verrichtet, ganz gleich, ob die geographische Bezeichnung stimmt.

Vor einem Café saß der Nacional mit seiner Familie. „Aberglaube und Rückschritt", grollte er. Aber aus der Gewohnheit, alljährlich der Ueberschwemmung der Calle de las Sierpes durch die lärmenden Macarener beizuwohnen, konnte er doch nicht heraus.

Als er Gallardo an seinem Gang und der hohen, schlanken Figur erkannte, rief er ihm zu:

„Juanillo, laß doch halten. Hier sind einige ausländische Damen, die sich die Jungfrau mit Muße ansehen möchten."

Die geheiligte Plattform blieb stehen. Die Kapelle ging in einen flotten Marsch über, und sofort hoben die unsichtbaren Träger das eine Bein, dann das andere zum Tanz. Und die Madonna, samt ihren Schmucksachen und Blumen, samt Laternen und dem gewichtigen Thronhimmel, tanzte mit, im Takte der Musik. Wieviele mühsame Proben hatte diese Vorführung gekostet! . . . Auf allen Seiten der Platte klammerten sich kräftige Burschen an, um sie bei allzu stürmischem Schwanken zu stützen, wobei sie, von ihrer eigenen Kraft und Geschicklichkeit begeistert, laut schrien:

„Hierher geschaut, ganz Sevilla! So etwas können nur die Macarener!"

Unter brausendem Beifall und Vivas auf die Heiligste Madonna setzte die Prozession ihren Triumphzug fort, nicht ohne bisweilen einige glorreiche Schlachtopfer auf dem Pflaster zurückzulassen.

Fern der Pfarrkirche, am anderen Ende der Stadt, überraschte sie die aufgehende Sonne. Ihre ersten Strahlen trafen unter der hochgeschlagenen Kapuze auf die fahlen Gesichter der Nazarener, deren beschmutzte, weiße Gewänder und Handschuhe einen traurigen Anblick boten.

Ungesäumt setzte man die beiden Tragbahren mitten auf der Straße nieder, und alles eilte in die benachbarten Wirtshäuser, um den Morgentrunk zu nehmen: keinen Wein, sondern den scharfen Schnaps von Cazalla.

Von der brillanten Schar der Juden existierten nur noch elende Trümmer, und mit trüber Miene suchte der Hauptmann, dem der zerzauste Federbusch wehmütig herunterhing, seine Goldstickereien vor freundschaftlichen Berührungen zu wahren. „Respekt, bitte, vor der Uniform . . ."

Gallardo ging heim. Er hatte genug getan; die Jungfrau würde es ihm anrechnen. Außerdem bedurfte er dringend der Ruhe für die Ostercorrida.

Als ihn am Sonntag vormittag viele von außerhalb gekommene Aficionadas besuchten, brachten sie eine interessante Neuigkeit mit. In einem Wald von Cordoba hatten Gendarmen eine halbverweste Leiche mit zertrümmertem Kopf aufgefunden. Die Ladung Rehposten mußte aus nächster Nähe abgegeben sein, so daß nur Kleidung und Karabiner den Plumitas erkennen ließen.

Der Matador hörte schweigend zu. Von seinen Leuten wußte er, daß der Bandit zweimal während seines Krankenlagers in der Rinconada aufgetaucht war, um sich nach des Espades Befinden zu erkundigen.

Armer Kerl! Also nicht im Kampfe gefallen, sondern, wie er voraussagte, heimtückisch von einem seinesgleichen ermordet!

Als nachmittags der Wagen mit der Cuadrilla vorfuhr, zeigte Carmen ein tapferes Gesicht. Sie sah jetzt in der schweren Verwundung nichts als Gottes Fügung, die beiden Ehegatten wieder zusammenzubringen. Und ohne Tränen rief sie ihm zu: „Viel Glück".

Mit finsterer Miene saß der Nacional neben dem Maestro. An diesem Ostersonntag fanden die Wahlen statt, und bis zur letzten Minute hatte der Banderillero „für die Idee" gearbeitet. O, diese verfluchte Corrida, die die Ausübung seiner Staatsbürgerpflicht unterbrach und ihn hinderte, noch so und soviele Freunde zur Urne zu schleppen! Dabei war Don Rafael, als er mit Beredsamkeit eines Tribunen gegen die betrügerischen Wahlmanöver der Gegenpartei heftig protestierte, kurzer Hand samt dem Vorstand ins Gefängnis gesteckt worden. Wollte sich das Volk so etwas bieten lassen? . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Hegermann.

Aus einer Bauerngeschichte.

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts die Dörfer dieses Kreises in der damaligen Provinz Posen aufgebaut wurden, und die Siedler aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes kamen, da hatte den schon nicht mehr jungen Hegermann auch der Wandertrieb gepackt. Ganze Dörfer waren in jenen Jahren in der alten Heimat am Weserstrand, in Westfalen, fast entvölkert worden, denn das junge Volk zog gen Osten, um in Posen und Westpreußen Ackerland zu finden, das im Westen schon recht knapp wurde. Aus seiner kleinen Heuerkate schaute Hegermann oftmals den Fortziehenden nach. Und seine Gedanken, von einer lebendigen Phantasie stets in Bewegung gehalten, so daß sie ihm allerhand Schönes und oft Unwirkliches vorzauberten, gingen mit den Ostlandfahrern

Ans Weichseltal dachte Hegermann, wenn er seinen geliebten Weserstrom hinabsah, wenn bei verschwimmender Weite des Blickes die Porta Westfalika an ganz klaren Tagen zu sehen war. Mit ganzer Seele liebte der Alte die herbe Schönheit seines Weserlandes. Dort fand er die Braut, dort wuchsen ihm später die Kinder heran. Aber der Mensch muß leben, und die Sorgen wachsen, wenn die Familie wächst.

Der alte Hegermann verdiente zu wenig in der Landwirtschaft als Heuermann und mit aller Macht wehrte er sich gegen die Kohlengrube, gegen die Fabrik. Er fürchtete den stickigen Schacht, die einförmige Tätigkeit des Fabrikarbeiters. Er konnte nur schaffen unter freiem Himmel; zwar in jedem Wetter, aber er brauchte Sonne, Licht und Luft, er brauchte den Gesang der Vögel, er mußte auf dem Acker arbeiten, dessen ureigenstes Kind, ja dessen Geschöpf er war, aus dem Blute einer alten Bauernfamilie.

Als dem nachgeborenen Bauernsohn, war ihm das Schicksal der Heuerkate geworden, weil nur e i n Sohn dort in Westfalen ungeteilt den Hof erbt, und die andern Geschwister, knapp abgefunden günstigenfalls, sich eine neue Existenz gründen müssen. Dem „günstigenfalls“ verdankte Hegermann ein kleines Vermögen, das durch Spargroschen bei harter Arbeit um einiges vermehrt worden war. Dies kleine Vermögen sollte die Grundlage für ein neues, eigenes Leben werden, ohne einen bäuerlichen Oberherrn: darüber sann jetzt der alte Hegermann, der freigeborene Bauernsohn. Jetzt las er alles, was er in die Finger bekommen konnte, über Posen und Westpreußen, und überall bemühte er sich, zu erfahren, was die Auswanderer, die neuen Ansiedler im Osten, von Posen geschrieben hatten. —

„Du, Anna, ich fahre heute abend nach Posen, um mir die Gegend anzusehen. Das Land soll dort gut und ziemlich billig sein. Die Petermanns haben auch geschrieben. Ihnen geht es gut, und sie haben schon die fünfte Kuh kaufen können. Auch der Roggen und der Weizen steht gut.“

„Nun willst du also doch zu diesen Polen,“ meinte Anna, die treue Ehefrau, der es nicht in den Kopf ging, von der Weser fort zu müssen. „Wilhelm, bleib hier, beim Bauern,“ meinte sie.

„Dummer Weiberschnack,“ knurrte Hegermann. „Die Polen sind so gut Menschen wie wir.“ — „Die besten schicken sie uns aber ja auch wohl nicht in die Gruben.“ —

„Macht alles nichts! Heute abend fahre ich ab. Sage es auch Heinrich und Herrmann, wenn sie Sonntag nach Hause kommen.“

Noch nicht volle vierzehn Tage brauchte Hegermann zu seiner Besichtigungsreise. Bei all dem Neuen konnte er es kaum fassen, daß dort im Osten noch soviel Land lag, auf dem keine Bauern lebten. Und soviel er auch in den oben erwähnten Büchern gelesen hatte, wollte er es nicht verstehen, daß ein Herr zehntausend Morgen besitzen konnte, wo Tausende von deutschen Bauernsöhnen gezwungen waren, Kohlen zu graben oder in die Fabriken zu gehen.

Bald indes war er mit sich im reinen. Hier wollte er sich ankaufen. Hier konnte er, Wilhelm Hegermann, der bei Weißenburg und Wörth und Mas-la-Tour dabei gewesen war, der von der alten Familie der Hegermann abstammte, hier konnte er wieder Bauer werden nach der Knechtezeit. Heinrich und Herrmann, seine beiden Jungen, brauchten nicht in die Kohlengrube.

Ganz glücklich stimmte ihn dieser Gedanke während der Rückfahrt. Und sein feiner, schon etwas grauer Kopf, war voll von Plänen, von denen, die er in der Jugend auf dem väterlichen Hof erträumt hatte, die jetzt zur Ausführung kommen sollten. Und seine Gedanken wurden Tat, sein Wille Werk, wie wir noch sehen werden. Aber bevor er alles regeln konnte vor der Abreise, hatte er noch vielen Weiberschnack zu überstehen, zu besänftigen und zu dämpfen. Allein Hegermann war ein Mann, einer, der den Namen verdiente, der gut und fein mit den Frauen umgeht, der ihnen die häusliche Herrschaft läßt, der aber im Kampf um die harten Lebensziele, nicht zuviel weibliche „wenn und aber“ duldet, weil es eine seltene Eigenschaft bei Frauen ist, im Lebenskampfe vor dem nächsten auch das weite, den Mann reizende und meistens die Familie tragende Lebensziel zu sehen. Denn der echte Mann wird nicht satt vom Alltagsgedanken wie von Essen und Trinken. —

Die neue, freie Zukunft, wo er sein eigener Herr sein würde, dieser Adelsgedanke der Bauernschaft der roten Erde, des Landes Westfalen, lag jetzt vor Hegermann und gab ihm neue, frische Kraft. Und als Anna, seine Frau, vor Abschiedsschmerz laut aufweinte im Zuge und sich kaum zu fassen vermochte, da wußte sie ihr Mann fein zu beruhigen, indem er ihr von dem Hausbau erzählte, wie er ihn vorhatte. Und seine beiden Jungen saßen mit leuchtenden Augen dabei, denn sie freuten sich auf den Hof, der ihnen als eigen gehören würde und auf Pferde und Kühe und Schweine. Und des Vaters Wort und Meinung galt ihnen wie Bibelsprüche, deren göttliche Weisheit die anbetende Ehrfurcht der Mutter sie achten und zu halten gelehrt hatte. Das klingt heute schier wie eine unmöglich gewesene Wirklichkeit, wie ein Anachronismus, etwas, das nicht in die Zeit paßt. — —

Das neue Land im Osten bot den Siedlern eine ungeahnte Fülle des Neuen. Zeigte ihnen polnisches Leben und deutsches Leben, neue Menschen und neue Sitten. Dinge, die wir schon an anderer Stelle erzählten. Kaum, daß die Jungen alles in sich aufzunehmen vermochten. Doch zuviel Zeit blieb ihnen nicht zum Nachdenken über dies Erleben, es kam wie der Morgen und der Abend und versank mit im traumlosen Schlaf, wenn Heinrich und Herrmann auf Strohlager ausruhen konnten von der harten Arbeit des ersten Aufbaus.

Hegermann war etwas zu eilig gewesen beim Kauf seiner Landstelle, der Parzelle, wie man das nannte. Er hatte nicht ganz sechzig Morgen erworben, schweren, strengen Boden, mit tückischem Lehm dabei, der ganz besonders bearbeitet werden wollte unter der östlichen Sonne, die heißer und trockener war als im Wesertal, wo noch der Hauch der Nordsee zu spüren ist und das Klima feuchter macht.

Der Aufbau des Gehöftes blieb das Schwerste für den Anfang. Hegermann mußte sogar noch ein Darlehen aufnehmen Doch er ging mutig ans Werk. Nicht wie viele andere, die großspurig begannen, sondern das Meiste schaffte er in eigener Arbeit. Preußischer Wille fast ging von ihm aus und faßte auch die Söhne, obwohl die noch nicht im Soldatenrock gesteckt hatten. Die Ziegel brannte der Alte selbst und brauchte ein halbes Jahr dazu, bis die Ernte kam und später nach dem Dreschen die Mittel zum Ankauf der anderen Baumaterialien gab. Ein furchtbar mühseliges Jahr im ganzen genommen. Und dann stand der Stall, die Scheune, und ein Jahr später prangte auch die Richtkrone auf dem kleinen Wohnhause, dem man noch eine Seite anbauen wollte, wenn die neuen Ernten bei vielem Fleiß weitere Mittel geben würden. Beim Richtschmau hielt Hegerman den Nachbarn sogar eine launige Rede die zum Schluß in das Weserlied ausklang. — —

Und nun konnte Hegermann seinen Lieblingsplänen leben, denn die Jungen bearbeiteten den Acker und besorgten den Stall. Frau Anna aber konnte sich noch nicht an das fremde Land gewöhnen, und oft saß sie bei den Nachbarsfrauen und redete mit ihnen von der alten Heimat. „Ja, bei uns, da war das ganz anders.“ So schlossen viele ihrer Sätze, und nie, bis man sie kurz nach dem Kriege ins Grab legte, auf den Friedhof an der breiten geräuschvollen Straße, ward sie ruhig, glücklich und heimisch im Lande, das sie gut nährte. Das Land an der Weser konnte sie nicht vergessen.

Ganz anders war es bei Hegermann. Er wurde jünger mit zunehmendem Alter, und wenn Freiheit fröhlich macht, so sah man das an ihm.

Sein Haar war allerdings ganz weiß geworden über der hohen Stirn. Eigentümlicherweise hatten jedoch die Augenbrauen braune Färbung behalten, und unter ihnen schauten tiefblaue Augen, tiefklar, lebendig, doch fest wie bei Menschen, die keines andern Blick zu scheuen brauchen. Die jeden geraden Blickes ansehen können und jeden festen Blick aushalten. Die Augen des Gewissensmenschen, Augen, die auch nach innen sehen in das Chaos der eigenen Kämpfe um gut und böse. Die hohe Stirn krönte einen schmalen langen Kopf, schon ein wenig überzüchtet. Ein grauer Backenbart gab dem Gesicht eine feste patriarchalische Würde, die nie zur Steifheit wurde, weil Hegermann ein Quentchen jenes Feuers besaß, das viele Menschen als Kinder und später bei reifem Innenleben auch noch in hohem Alter haben. Und eine stets bereite scherzende Ironie, mit der er sich oft selbst zum besten hatte und die voller Güte blieb zeitlebens, machte Hegermann zum witzigen Erzähler. Ob er den gestickten Arbeitskittel trug, wie es Heimatsitte war, oder ob er unter spiegelblankem, wenn auch stark überaltertem Zylinder im schwarzen Rock und dem Eisernen Kreuz darauf an besonderen Festtagen zur Kirche ging: er blieb ein Bauer wie ein Graf, wie die Menschen wohl sagen, — und Hegermanns Geschlecht hielt den Vergleich im Alter mit manchem Grafengeschlecht aus. Er vor allem innerlich. Er war gediegen: nur dieses deutsche Wort paßte auf ihn.

Sein Lieblingsplan war die Anlage eines großen Gartens. Da er sparen mußte in den ersten Jahren, aber ein guter Gärtner war, suchte und sammelte er überall Wildlinge, wo er ihrer habhaft werden konnte. Er war dafür in der Umgebung bekannt, man lachte sogar etwas über den sparsamen Alten. Aber nach fünfzehn Jahren und nach zwanzig Jahren, als um den Garten schon eine hohe lebendige Hecke gewachsen war, und Hegermann ins 68. Lebensjahr ging, da waren aus den Wildlingen wetterfeste Edelinge geworden. Obstbäume, Sträucher und Blumen gab es die Fülle im Garten, und keiner hatte es

glauben wollen, daß dieser Boden solche Früchte geben könnte. Und über der Scheune und dem Stall rauschten statt der heimischen Eichen schon hohe Pappeln mit rundgehaltenen Kronen, ein Wahrzeichen der Umgegend, da das Gehöft hoch und abseits vom Dorfe lag. Die Baumblüte und die Obstlese waren Feste beim alten Hegermann. Feste voll Schönheit und Naturzauber, wenn der Alte im Schatten seiner blühenden Obstbäume saß und erzählte. Einen Kummer trug er mit sich herum. Den nämlich, daß ihm das fließende Wasser zur Anlage von Fischteichen fehlte.

Gern weilte er in seinen Erzählungen bei den Ereignissen des siebziger Krieges, den er nicht gut vergessen konnte, weil er noch eine Chassepotkugel mit sich herumtrug. „Nie hätte ich geglaubt," meinte der Alte oft, „daß ich es noch soweit in Posen bringen könnte, daß ich wieder eigener Bauer werde." So war er in den Jahren schwerster Arbeit zusammengewachsen mit dem Boden seiner Wahlheimat. Wurzelfest saß er auf ihm wie seine Vorfahren auf der roten Erde. Und seine Enkel hatten den Weserstrom noch nicht gesehen, ohne den die Großmutter doch nicht fröhlich leben mochte. — —

So war denn alles in voller Blüte und Entwicklung bei Hegermann. Die Wirtschaft war prächtig instand, wie ringsum alle Siedlungsdörfer, wo fleißige Menschen den Boden nutzten.

Dann kam ein schwerer Tag. Glänzend und schwarz zugleich in unserer deutschen Geschichte. Es war mobil! Vom Pflug griffen die jungen Bauern zum andern Eisen. Der harte, unerbittliche Krieg war Herr geworden über alle Menschen in der Welt. — —

Als ich dann während des ersten Urlaubs am Felde von Hegermann vorbeikam, da ging ein Siebzigjähriger hinter dem Pflug. Im Hofe weinte eine junge Frau um den gefallenen Herrmann. „Wir müssen hindurch," meinte der Alte, der nur den Sieg und das Zeitalter Bismarcks kannte. „Da sind die Jungen, die Herrmann folgen werden. Pflügen können sie schon." Er meinte die Enkel. Und ahnte und wußte nicht, welche schwere Zukunft auf diesen lasten würde nach dem Kriege im Kampf um ihr Erbe.

Hans Herrmann.

Kurt Bock:

Mittag.

Rosen hüten dein lächelndes Träumen,
heimlicher Sang in Ginster und Gras,
seelenleis wie die schwellende Blume
klingt des Mittags versonnener Schritt.
Fern über bebenden Waldhorizonten
hebt sich sacht die gewaltige Hand:
Gütige Seele, unendliche Gnade
rieselt in goldenen Tropfen herab.

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers dem Buche „Heimatei" entnommen. Verlag Erich Kunter, Heilbronn a. N.)

Konzert-Anekdoten.

Die trefflichen Pianisten Grünfeld und Epstein ernteten auf ihren Konzerten ungeheuren Beifall und mußten sich stets zu einigen Zugaben entschließen. Einmal wurde als erste Zugabe Th. Kirchners Piesse „Ich muß hinaus" gewählt. Herr Professor Epstein erhob sich, um dies anzukündigen. Er war kein großer Redner. Indem er sich gegen das Publikum verneigte, sagte er schlicht und einfach und mit etwas bedrückter Miene: „Ich muß hinaus!" Mit diesen drei Wörtern erregte er ebenso großen Beifall wie vorher mit seinem Klavierspiel.

*

Der musikalische Klub musiziert bei Herrn Geheimrat X. Herr Oberst Y. blies die Flöte, Herr Vizepräsident Z. fidelte auf der Geige, ein Bankier bearbeitete das Cello und der Herr Generaldirektor strich den Kontrabaß. Man spielte ein Potpourri aus dem „Tannhäuser" mit allen Schikanen. Plötzlich trat mit strenger Amtsmiene ein Sipomann herein. Der Hausherr ging ihm verblüfft entgegen und fragte nach seinem Begehr: „Ja," sagte der Sipomann, „eben kam ein Herr aus Ihrem Hause heraus, der sagte zu mir, daß hier drinnen ein gewisser Wagner gröblich mißhandelt werde."

*

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts machte ein gewisser Könnemann mit einem größeren, meist aus Zigeunern bestehenden Orchester ausgedehnte Konzertreisen. Er soll eine treffliche Musik gemacht haben. In den kleinen Städten spielte er ohne Eintrittskarten, ließ dafür aber in den Pausen den Teller kreisen. Bei diesem Sammeldienst mußten die Mitglieder des Orchesters einander abwechseln. Damit der Ertrag der Tellerkollekte ungeschmälert in seine Hände kam, hatte der tüchtige Könnemann ein probates Mittel erfunden: Der Musiker, der zum Sammeln bestimmt war, erhielt in die rechte Hand den Teller, in die linke Faust eine lebendige Fliege, die er nach Beendigung des Rundganges unversehrt wieder abliefern mußte.

*

Von demselben Könnemann wird erzählt, daß er einst in Haarlem mit Erlaubnis des hohen Rates ein Konzert zum Besten der dortigen Armen veranstaltete. Nach Beendigung dieses Ohrenschmauses, der einen finanziellen Mißerfolg hatte, sandte er den Armen zu Haarlem eine Rechnung, in der er sie bat, 5 Gulden zur Bestreitung der ungedeckt gebliebenen Kosten beizutragen.

*

Rosenblum ist nicht sehr musikalisch, sein Freund Ziegesar ist es noch weniger. Neulich sitzen beide im Kaffeehaus und als die Musik kaum eingesetzt hatte, sagt Rosenblum: „Das ist der Pilgerchor aus dem Tannhäuser."

Neidisch blickt ihn Ziegesar an und sagt: „Mensch, woran hörste das bloß?"

Darauf antwortet Rosenblum mit leisem Triumph: „Pilgerchor ist, wenn die Geigen meschugge werden!"

*

Gottlieb Schnurgel liebt die Kaffeehauskonzerte. Kammermusik schätzt er weniger. Dennoch sieht man ihn keinen Kammermusikabend versäumen. Er gähnt fürchterlich. Sein Freund Emil beobachtet ihn einmal dabei, geht in der Pause zu ihm hin und sagt: „Dir scheint es hier nicht sonderlich zu gefallen." — „Tut es auch nicht", gesteht Schnurgel. „Weshalb besuchst du denn die Kammermusik?" — „Aus purer Vergnügungssucht", sagt Schnurgel, „denn, Menschenskind, was gleicht wohl dem Vergnügen, einen Kammermusikabend beendet zu sehen!"

*

In einem von sehr vornehmen Leuten besuchten Konzert hörte ich neulich, daß eine hinter mir sitzende Dame ihre Nachbarin fragte: „Warum haben Sie denn Ihren Mann nicht mitgebracht?"

Die Nachbarin erwiderte: „Mein Mann interessiert sich nicht so sehr für Toiletten."

Aus aller Welt.

Die chinesische Revolution brandet jetzt bis nach Peking, der alten Reichshauptstadt, hinauf. Der nordchinesische Diktator Tschang Tso-lin hat den Kampf eingestellt. Er hat sehen müssen, daß seine militärische Position unhaltbar wurde, daß er in die Gefahr geriet, in eine strategische Zange genommen zu werden. Er will sich hinter die große Mauer zurückziehen, hinter jene erstaunliche Leistung chinesischer Baukunst, die, den höchsten Bergerhöhungen folgend, in ungeheurer Ausdehnung das eigentliche China gegen die unruhigen Vorgebiete, die Mongolei und die Mandschurei, abschließt. Von dort kam er her, bevor er sich und seine mit modernem Kriegsgerät ausgerüstete Soldateska in Peking installierte. Und dort gehört er hin, denn in der Mandschurei hat er, der ehemalige Räuberführer, seine Laufbahn begonnen und seine Macht entwickelt. Mit ihm und mit der allgemeinen Lage Chinas beschäftigt sich ein ausführlicher Bilderartikel in der neuen Nummer (Nr. 21) des „Illustrierten Blattes" Frankfurt a. M. Aus dem weiteren Inhalt verdienen eine Arbeit „Der 18. Mai vor achtzig Jahren" und zwei weitere Bilderartikel „Sehende Hände" und der „Mordfall Jakubowski" besondere Erwähnung. Auf zwei Seiten „Es geht auf Pfingsten" wird verraten, wie der Berliner seinen Frühling feiert. Die aktuellen Teile des Heftes beschäftigen sich mit der Pressa in Köln, mit Frau Köhls Einkäufen in Neuyork, sowie mit sensationellen Bilderverkäufen in London und Berlin. Das Heft ist vom Anfang der Woche an für 20 Pfennig zu haben.

Wie die alten Völker die Motten bekämpften. Schon den Völkern des Altertums machten die Motten viel Kopfzerbrechen. Hiob vergleicht sogar die Frauen mit den Motten; denn gleichwie von jenen, käme auch von ihnen „viel Böses". Die alten Römer glaubten an Sympathiemittel, und behaupteten, daß Kleider, die man bei einem Begräbnis getragen habe, von den Motten gemieden würden, wogegen Cato den praktischeren Rat gab, man solle, um sich vor Mottenschaden zu sichern, die Schränke mit Olivenöl einreiben. Die Römer wandten zum Vertreiben der Motten auch den Holzgeruch eines Nadelholzbaumes an, den sie Citrus nannten, und von dem später der Zitronenbaum seinen Namen erhielt; aus dem Holz des Baumes stellten sie mottensichere Behälter für ihre wollenen Wintergewänder her. In früherer Zeit bezeichnete man als Motte nur die Raupen, während man die Schmetterlinge selbst „fliegende Motten" nannte.

Fröhliche Ecke.

Wahre Noblesse. „Sie haben diesen Schuh in Ihrem Fenster empfohlen als „Schuh für den feinen Mann". Ich habe ihn allerhöchstens zehnmal getragen, und da war er auch schon kaputt!"

„Ich verstehe gar nicht, warum Sie eigentlich so schreien, mein Herr. Ein feiner Mann zieht einen Schuh auch höchstens dreimal an!"

K. M.

Eine kleine Verwechslung. „Käthi, kannst du mir nicht sagen, was ein Pharisäer ist; ich wußte das nämlich nicht heute morgen in der Schule." — „Das weißt du doch, das ist doch der Mann, der jeden Morgen kommt und deiner Mutter die Haare onduliert!"

Der Alleinherrscher. Ein schwedisches Blatt erzählt folgende Schulanekdote: In der Geschichtsstunde, die die Alleinherrschaft Karls XII. behandelt, wurde ein kleines Mädchen gefragt, was man unter dem Begriff „Alleinherrscher" verstehe. Die Antwort des Mädchens lautete: „Ein Mann, der keine Frau hat."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.